



## 1/1 (Werk Nr. 7, 8.7.2015)



### **Fiene Scharp**

o.T., 2011

Haar, Graphit, Klebeband auf Papier

64 x 54 cm

Die Arbeiten von Fiene Scharp (\*1984 in Berlin) bewegen sich im Grenzbereich von Zeichnung, Installation und Objekt. Dabei entsteht im zeichnerischen Werk eine Gratwanderung zwischen unübersehbaren haptischen Qualitäten der Objekte und ihrer filigranen Unberührbarkeit.

Es mag Kunst geben, bei der sich dem Publikum die Haare aufstellen – aus Unbehagen vor einer Provokation, physischen Eigenschaften oder Tabuverletzungen. Fiene Scharps zeichnerischem Haarobjekt ist eine solche intuitive Abwehrreaktion nicht fremd, aber erst einmal stellt es selbst die Haare auf, als führe es ein Eigenleben. Als sei hier kein Artefakt an der Wand aufgehängt, sondern als verfüge das Werk über seine eigene Hautoberfläche, Papier als Sinnesorgan, eine Grafik mit Flimmerhärchen, Kunst mit Rezeptoren, statt bloßer Rezeption.

Fiene Scharp ist aber keine Illusionistin. Unsere Verabredung mit einer 64 auf 54 cm großen Tafel ist eindeutig und wohlgeordnet. Haar war schon immer ästhetisches Material und die Bildtafel bleibt ein Tafelbild, eine sehr konkrete Abstraktion, ein Muster. Repräsentationsorgan, nicht Kontaktorgan, und berühren darf man das Werk ohnehin nicht, das sich da vor uns sträubt und am Ende aller unziemlichen Nähe kühl entzieht.

Die Grenzüberschreitung, von der diese Arbeit handelt, bleibt also imaginär. Es drängt uns zur Berührung und stößt uns zugleich ab. Es reizt die Fingerspitzen zum Kontakt, erzeugt aber eine intime Sphäre der Unnahbarkeit wie der Raum zwischen zwei Fremden während einer zufälligen Begegnung. Zentimetergenau. Millimeterarbeit sozusagen, die sich aber in unseren Köpfen ereignet, statt an der Wand, im metaphysischen Schwanken zwischen körperlicher Reaktion auf ein körperliches Material und unserer Reflektion auf das Medium Zeichnung, das aus Haaren sogleich Zeichen macht. Es gibt eine unsichtbare Linie zwischen unseren Händen und unserem Auge, der Berührung und dem Denken, und wir schwanken, wohin unsere Wahrnehmung sich wenden soll, als bemerke das Sehen plötzlich, wie sehr es der Empfindung bedarf, und als verstünde das Auge seine Begrenztheit besser, obwohl es doch tadellos seine Arbeit macht: Sähe es nicht, fühlten wir ja nicht die Alternative zum Sehen.